

Diebstahl und andere Straftaten

W. Gießen, 19. April. (Kindeserbe) In Gießen wurde eine Frau verhaftet, die heimlich geboren und das Kind nach dem Tode des Vaters heimlich eingetaucht. Der G. Mann hat seit Kriegsausbruch im F. 18. ...

Verdiene Nachrichten

Schiffen, 19. April. (Küsterne Dental) Der Gutsbesitzermeister Wilhelm F. ...

Aus Halle und Umgebung

Halle, den 20. April.

Beniger Ostermarkt!

Das preussische Landwirtschaftsministerium ...

Made in Germany

Ein Geschäft in Bremen hat von einer ...

Landwirtschaftliches

Spezialartikel

Der Nachrichtenbericht für Ernährung ...

Da an eine Erhöhung des Preises für ...

Dermittliches

Preisveränderungen

Man einen großen Publikum der Beweis ...

eine große Anzahl verlässlicher ...

Deffnung des Grades

In Schweden wird derzeit beschäftigt ...

Ein Land im Blick und Sonst

Zu den schönsten und von der Natur ...

So ist beispielsweise Singapur der ...

Börsen- und Handelsteil

Devisenkurs

Berlin, 19. April. Die telegraphischen ...

Table with 2 columns: Location, Exchange Rate. Includes New-York, London, etc.

Dividendenansichten

Die Aktien-Gesellschaft ...

Abtrennung von Dividenden

Es sind zu trennen ...

Verkehrswirtschaft ...

Berliner Wertschätzung

Berlin, 19. April. Die Stimmung im ...

Getreidebericht

Berlin, 19. April. Die Höhe der ...

Wiener Wertschätzung

Wien, 19. April. Infolge der ...

— Dreifach für 30 Monate ...

New-York, 18. April. Weizen: Mai ...

Letzte Telegramme

Grüne Landsturmunterwerfung in Österreich-Ungarn

Wien, 17. April. Um die ununterbrochene ...

Leitmeritz, 19. April. Um 10 Uhr ...

Wiederholt. Schon in einem Teil der gestrigen

Der Bericht des Großen Hauptquartiers

Großes Hauptquartier, 19. April. ...

Wiederholt. Schon in einem Teil der gestrigen ...

Ostlicher Kriegsschauplatz

Auf dem nördlichen Teil der Front ...

Balkan-Kriegsschauplatz

Oberke Heeresleistung

Wetterbericht

Am 19. April: Das wolkige, milde Wetter ...

Verantwortlich: Dr. ...





Das verlorene Paradies

(Nachdruck verboten.)

Erzählung von H. Hoff

Als am Abend des 4. August 1915 in Warschau die Stunde vor Mitternacht lag, daß sie immer näher kämen, daß die Stunden der Herrschaft des russischen Despoten über Polens Hauptstadt gezählt seien, verlor sich an der Kreuzung zweier sehr verkehrsreicher Straßen der Stadt stehende Polizeiwachtmeister Stuzna Wajsilowitsch Ljostupow in tiefes Brüten. Eigentlich glaubte er ja nicht an all diese Gerüchte von einem Siege der Deutschen. Seit einem Vierteljahrhundert hatte er nun schon wie eine lebendige Gewissensqual auf seinen Köpfen ausgeübt. Das Leben ging vorwärts, die Stadt wuchs, der Verkehr wurde immer größer, es tauchten immer wieder neue Generationen von Menschen auf, und er stand immer da, an derselben Stelle, unbeweglich und selbstlos. Er mußte sich auf Erden nur zwei Wünsche aus. Gott und den Herrn, welche miteinander einen Pakt auf ewige Zeiten geschlossen hatten. So lange der Herr auf Erden seinen Thron saß, und der liebe Gott im Himmel war, würde ihr keine Macht der Welt von dieser Straßenecke vertreiben, es sei denn, die oberste Behörde. Mit dieser obersten Behörde aber stand er auf sehr gutem Fuße. Er wünschte dies und jenes über seine Vorgesetzten, er konnte gefahrlos werden, drum mußte man mit ihm rechnen. Es war also zum ersten Male in seinem Leben, daß Ljostupow auf sein nachzudenken. Nein, das konnte er sich wirklich nicht vorstellen, daß diese Zerwürfnisse nach Warschau kommen sollten. Er mußte sich wohl die Welt von unten zu überfliegen lassen. Was war ja alles nur ein von den Feinden der Regierung, diesen Juden und Polen, absichtlich verbreiteter Lärm.

Er war hochgewachsen und von starkem Körperbau. Sein aufgebunenes Gesicht und die dicke, stark gerötete Nase, zeigten davon, daß er mit der öffentlichen Meinung wahrhaftig nichts gemeinames hatte. Seine Augen blinzelten häufig und doch wieder gutmütig drein. Er war der Schwarm der Droschkenführer, Weiber, Schülerinnen und aller Passanten; er schaute, witterte und drohte von früh bis spät, nach, wo und was es sonst immer zu nehmen gab, doch im Grunde genommen war er kein so böser Mensch. Er nahm, denn es nahmen alle seine Untergebenen, die Schenklinge, auch seine Revolverkollegen, die Kommissarschützen, die Kammerjäger, die Polizeimeister, die Oberpolizeimeister, die Gouverneure usw. usw. bis hinauf zu den höchsten Stufen der selbstständigen, auf deren höchsten Stufen befehligt, muß jeder Schutzmann nehmen, kraft derselben Urteile, welche Menschen, die am Meere oder an Flüssen wohnen, dazu anwinkt, sich in Fischfang zu beschäftigen. Dank seiner langjährigen Übung in der Kunst des Nehmens; hatte er sich eine so hervorragende, ja geradezu absolutistische Gewandtheit angeeignet, daß er, wenn es darauf ankam, es verstand, seine Schmeicheleien öffentlich zu nehmen, ohne daß es sonst irgend jemand bemerkt hätte. Man besaß in seinem Revolver zu erzählen, daß er ein abgrundtiefes Loch in seinem Sackbeller habe. „Was da kommen, was will, ich bleibe hier“, behauptete Ljostupow in seinem Besen. Die Stadt bebte und

Deutsche Worte.

Wollen, was man kann, und können, was man will,
hält die Freunde fest und macht die Feinde still.

Martin Greif

In diesem innern Sturm und äußern Streite
vernimmt der Geist ein schwer verstandenes Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Geist

Meint ihr, ein jeder sei dazu geschickt,
daß er das Staatswort übernehme?
Ein jeder weiß zwar, wo der Schuh ihn drückt,
Doch Rai zu schaffen ist des Schusters Sache.

Paul Heyse

wannte unter den Salven der Geschütze. Die Häuser eritterten in ihren Grundmauern, die Straßen stimmten klirrend in die brüllende Kriegsmusik ein. Der Straßenverkehr wurde von Minute zu Minute flüchtiger, allen lag man die Angst vor dem Naken des Feindes an. Aufstöße Seeresabteilungen der verschiedensten Waffengattungen zogen hastig und ungeordnet durch die Stadt den Otzen zu. Ljostupow aber stand immer noch unbeweglich da wie eine Bildsäule. Er schaute aus die ironischen Blicke der Vorübergehenden, er merkte, daß seine Autorität mit jeder Minute, mit jeder Sekunde dahinwand, daß er anfangs lächerlich zu werden, doch er rißte sich nicht vom Fleck. Er war wie verzaubert. Er hatte völlig aufgehört, darauf zu achten, was um ihn herum vorging.

Die russischen Behörden, dieser tausendköpfige, seit einem Jahrhundert an dieses unterworfenen Land festgewachsene Koloss konnte sich nur mühsam loslösen. Nicht endemögliche Hügel aller Art Wägen, Droschken und Lastfuhrer, hochbeladen mit der Habe russischer Beamter, rollten durch die Straßen. Würdenträger, deren bloßer Anblick sonst genügt hatte, überall Schwärme zu verbreiten, eilten durch die Straßen wie ihre gewohnte Schäre zum Ergötzen der verammelten Gasse.

An Ljostupows Stirn begann es zu kimmern. Als er sah, wie Herr Jachowatz, der gestrige Kommissar seines Reviers, seinen Kragen sonst immer hübsch schneidert und aus dessen Mund sich immer ein wahres Donnervetter von Schimpfwörtern zu erheben pflegte, gleich und entsetzt in

der Erde einer Drohke zusammengekauert dastand, da begriff er endlich, daß es anfangs böß zu werden. Er beschloß jedoch, seinen Posten ohne ausdrücklichen Befehl nicht zu verlassen. Der Befehl aber kam nicht. Man hatte Ljostupow vergessen. Begleitet vom Donner der Geschütze sang langsam die Stadt hernieder, er aber stand immer noch da. Unmühsam aber fing sein tiefer Körper an sich vornüberzubeugen und zu einem Fragezeichen zusammenzufalten.

„Was ist das?“ fragte er in der Stadt ungewöhnliche Dinge vor. Es bildeten sich Komitès, eine Bürgermiliz, den verschiedenen Milizianten wurden ihre Posten angewiesen. Man verabschiedete sich von den Posten an jener Straßenkreuzung, an welcher Ljostupow nun schon ein Vierteljahrhundert stand. Ein bescheiden gekleideter, junger Mann mit weißer Krawatte stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen vor Ljostupow da.

„Wer bist du? — Was willst du?“ — brüllte ihn der Wachtmeister an.

„Ich gehöre zur Miliz, man hat mir deinen Posten angewiesen.“

„Scher dich fort, wenn dir dein Leben lieb ist.“

Der junge Mann sah den Wachtmeister mitteillos an, klopfte ihm freudigkläglich auf die Schulter und sagte:

„Bist du denn verrückt geworden? — Du weißt wohl noch nicht, was in der Stadt vorgeht. Alle deine Kameraden sind schon längst brüderlich mit den anderen Befehlshabern. Was dich noch scheutest aus dem Staube.“

Die ohrenbetäubenden Explosionen der in die Luft gepregelten Militärmaschine schienen seine Worte zu bestärken. Ljostupow ließ seinen Blick unmerklich weichen. Dede, wie ausgetrieben war es um ihn herum. Die letzten stolzen Abteilungen der Nachhut gekloppten durch die Straßen. Endlich hatte er die Situation erloht.

„Auch Wägen hier kann hier nichts mehr helfen.“ — dachte er.

„Man wird wohl gehen müssen.“ Und sich an den jungen Milizianten wendend, sagte er:

„Du hast recht, Brüdchen. Nimm also meinen Platz ein. Ich will doch lieber machen, daß ich fortkomme. Verzeih mir, daß ich ja nicht, daß ich wiederkomme. Verzeih mir nur das Unbillige nicht, halte die Wände streng im Raum. Du, ich wohl.“

„Er ging fort, doch gleich darauf kehrte er wieder zurück.“

„Ich habe dir noch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Siehst du,“ — sagte er zu den Milizianten, ihm einige Papierfetzen übergebend, — „hier hast du alles zusammengeklappt, was du brauchst. Denk daran, daß du nicht hier nur vertreten sollst und verdirb mir mein Gesicht nicht. Dieser Wande darf man nichts nachlassen.“

Die Papierfetzen enthielten eine lange Liste von Straßenhändlern, Gaukellern, Söherinnen, Portiers usw., welche all nun schon seit Jahrzehnten ihr regelmäßiges Pfändchen an ihn gesandt hatten.

Als einer der letzten Krühen verließ er die Stadt. Kaum war er am anderen Weichselufer angelangt, als auch die letzte Brücke in die Luft flog. Verbaut von der Ueberfülle des eben Erlebten, schliefte er sich mühsam auf jenen fürchterlichen Wegen herum, die noch dem Osten führten.

Kunststreich

Wir lesen im 1. Aprilheft des „Deutschen Willens“: „Hast du einmal das gesehen, was man im Kunststreich „alte chinesische Bambusblätter“ nennt? Der Name „Studien“ ist auf wenige zu, die besten jedenfalls sind ganz etwas anderes. Der alte chinesische Krämer sah ein feines, schlankes, reiches Bambus-Gerüst, in dem es tauchte, säufelte, flüsterte, wiperte, tanzte, während die Sonne herein goldete und die Nebel daran silberten, während Vogelstimmen quirlten, Insekten zirpten und drunterher die Wellen herankamen, jede ein Lichtblitz mit einer Blauberstimmte, die hierher ins Wohl aus der Weite beriedete vom Fernen, vom Großen, vom Unendlichen, vom Ewigen.“ So ward dem Krämer-Dichters-Philosophen-Peter sein Bambus-Rohr zur Erleuchtung des Lebens. Er dichtete Lieber über Jugend und Kraft, über Freiheit und Schönheit, über Güte und Weisheit, er dichtete die Freiheit und Weltverbundenheit, er dichtete ein seltsames Aufgehen im All — dichtete das in den Formen, die er hier sah, in den Formen der Bambusherrlichkeit. Die geben für seine Gefühle die Worte.

Ein traumbob köhnes Blatt solcher Art zeigte neulich einer einem anderen. „Das wirkt auf mich wie Oesthes von Mozart“, sagte er dazu. Aber der andere lächelte dessen, denn er gehörte zu den Sicheren. „Das betrifft mir, daß Sie von Mozart nichts verstehen. Denn Derartige, wie Mozart ausbrüdt, läßt sich niemals in einer Naturstudie ausdrücken.“

Wir lachen, aber wie oft machen wirs ebenso! Welt wir mit dem anderen nicht mit können, glauben wir, er könne mit uns nicht mit. Wie oft bemühen wir uns auch gar nicht erst darum, ihn zu verstehen, um dem gelobenen Uebersehen der Welt auch noch das trüben zu können, was seine Stimmer hält. Wie oft verweigeln wir uns, statt uns zu öffnen, mit Theorie und mit Doktrin. Was schließlich unser Standort so klein wird, daß man gerade noch darauf balancieren kann. Ober irgend einen Momentop mit einer Kunststudie aus Papier draustellen. Bis wir am zum Erbarmen sind, wo wir reich sein können, wie die Welt.

Krieg und Brief

Es läßt sich nicht mehr betreiten, daß die lange Dauer dieses Krieges für viele Generationen, einschließlich, verlorene „Tugenden“ föderlich ist. So kann man heute ohne Uebertriebung von der Wiedergeburt des deutschen Briefes durch den Weltkrieg sprechen. Im Frieden benutzte man sich mehr oder weniger mit regelmäßigen kurzen Kartenrufen, aus der schonen Geduld heraus, daß man sich dank der guten Eisenbahnverbindungen doch in ein paar Wochen wiedersehen würde. Der Still dieser gegenwärtigen Nachrichten war von Jahr zu Jahr mehr ein Telegrammstil geworden: keine Zeit, viel Arbeit — entschuldigte man sich kurz für die Kürze. Die Zeitfrist: „Der Brief, die vor einigen Jahren von Freunden einer neuen vertriehen Briefkunst“ in München zu einem nicht sehr lange lebensfähigen Dasein geküsst wurde, war wertvoller durch ihre Ausgrabungen persönlicher Befenntnisse aus der Vergangenheit als durch die Dokumente der Gegenwart. Krieg, Familien wurden auseinander gerissen. Zwischen Freunden aus derselben Stadt lag plötzlich räumlich dreiviertel von Europa. Die früher mehr wie eine Söldnerpflicht hingeworfene Anfordernng: „Ja, ja, ich bin auch mal!“ wandelte sich in die dringende Bitte: „Neben zweiten Tag wenigstens schreib eine kurze Karte!“

Der erste Selbstbesitz — mit welcher Erregung ritz man ihn auseinander und ließ ihn dann aufwachen in der Schoß sitzen, mit dem Gedanken: Wird der nächste Brief auch wieder zu gute Nachrichten bringen? Wird er überhaupt kommen? Ach, aus dem großen Not der Zeit heraus entstand überhaupt erst wieder die Zeit, die man für einen grübelnden, aufdringlichen, besessenen Brief“ nötig hatte! Und diese neue Zeit eras auch von selbst den neuen Stil. Der Brief war nun alle Wägen, alles ideologische Beweef verschlungener Flossen. Man war nicht mehr geistreich, ironisch, dialektisch, dämlich. Man trug keine Maske mehr. Man ließ wieder die Stimme des Herzens sprechen, geküsst, lauter und rein. Verleger entdeckten eines Tages, daß ein einfacher Landsturmmann viel „edlere“ Briefe schrieb als die bekannsten Schriftsteller, mit deren

Wieder sie das liebe Publikum überkommunen. Die deutsche Sprache war plötzlich wieder da, straff, gerade, bestimmt, in den täglichen Berichten des Generalquartiermeisters von Stein, in den Befehlen und Erlässen des Generalfeldmarschalls von Sinsenburg, in den Reden des Reichstagsanlers. Demgegenüber die Trümpfe und all die anderen Kundgebungen unserer Feinde, die geistreichen, lägenhaften, verumderlichen! Das futuristische Dramaschreiben eines D'Annunzio, der verlebte daß eines Genie Verhaeren! Die deutsche Sprache war allgem ein wieder da in den Feldpostbriefen, in den Aufsehtunnen kleiner und großer Erlebnis in den Landstürftschülerungen aus Albanen, Polen, Serbien, in apertiven Nachrichten aus der front, in behaglichen Wöhlen aus der Elawe. Die Dabeingeliebten erlebten durch die Kraft der Briefe all die Schreutigkeit der Worte: Trommelfeuer, Honbaranotenangriff, Quecksilber, Gaswolke; sie nahmen Teil an den stillen und schmerzreichen Stunden im Feld- und Kriegsloggarett, da die Minuten des Schurmanarfs noch einmal in mühsam Traumbildern wiederkehrten.

Woher nehmen diese selben Worte, deren man sich doch früher, im Frieden, als man noch nicht an Krieg dachte, auch bediente, plötzlich die Klarheit, die Ueberzeugungsstärke, jene ergreifende Wirklichkeit her? In den Sätzen ist ein anderer Klang, Herz bricht zu Herzen. Der Ton findet ein Echo, sprang verflücht wieder zurück, wird zur Melodie, die sich fortpflanzt von Gaus zu Gaus, das nicht mehr dem Betrachteten fremd ist, in dem man jetzt die gleiche Trauer, dieselbe Freude kennt. Man kennt die Briefe. Man bindelt sie wie wertvolle Autogramme nach Monaten an. Man liest sie an den langen eintrüben Abenden in der Gemut wieder. Und man weiß, daß Kinder und Kindesfinder sie einmal nach Jahren wieder lesen werden, daß sie selbst ohne diese Papierstücke des Vaters, des Großvaters niemals so „schöne“ Briefe schreiben würden, daß der Geist, der in den Augusttagen 1914 in Deutschland erwachte, weiterlebt in denen, die in einer stillen Stunde zur Feder greifen, um ihren fernem Lieben zu schreiben...

